

Vor 250 Jahren in Ippesheim geboren: Johann Ferdinand Schlez (1759–1839)

Ein kleiner Beitrag zur kirchlichen Aufklärung in Franken

von

Helmut Schatz

Aufklärung

Immanuel Kant (1724–1804) definierte Aufklärung in der Berliner Monatschrift 1784 folgendermaßen: „*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt.*“ Von Rudolf Zacharias Becker stammt der Hymnus auf die Aufklärung von 1788:

„Herr Gott! Dich loben wir,
Herr Gott! Wir danken dir.
Verschwunden ist das Reich der Nacht!
Der Tag erscheint in aller Pracht.
Der Menschheit Fesseln fallen ab,
der Aberglaube stürzt ins Grab.
Nun wird es besser in der Welt,
Vernunft und Wissenschaft erhält
Den Sieg, vertreibt des Irrtums Nacht,
zerstört der Bosheit stolze Macht.
Mit Mund und Herzen danken wir,
o Gott, für diese Gnade hier.“

Bildlich hat Daniel Chodowiecki (1726–1801) seine Vorstellung von Aufklärung ausgedrückt. In seiner Illustration erleuchtet die Sonne der Vernunft die Welt. In Mozarts „Zauberflöte“ erscheint die „Königin der Nacht“. Symbolisch könnte damit die katholische Kirche als Hort der Reaktion gemeint gewesen sein. Die Gegenposition vertrat wohl Matthias Claudius (1740–1815), als er „*Der Mond ist aufgegangen*“ als Anti–Aufklärungslied dichtete.

Johann Ferdinand Schlez schrieb in seiner Selbstbiographie: „*alles was Vernunft und Aufklärung hieß, schrieb ich auf meine Fahnen...*“

Eltern

Johann Ferdinand Schlez wurde am 27. Juni 1759 in Ippesheim (jetzt: Kreis Neustadt a.d. Aisch – Bad Windsheim) geboren. Sein Vater war der Pfarrer Johann Conrad Schlez, der 1713 in Geckenheim geboren wurde und 1788 in Ippesheim starb. Dieser heiratete 1758 in dritter Ehe Johanna Sophia Supf. Sie wurde 1725 geboren und ist 1796 in Euerbach bei Schweinfurt gestorben. Johanna Sophia Supf war die Tochter des Pfarrers Johann Friedrich Supf in Windsbach (1689–1764).

In der Ippesheimer Heiligkreuz Kirche setzten die Geschwister Schlez ihren Eltern ein Denkmal. Das Epitaph befindet sich an der südlichen Wand unter der Empore. Es handelt sich um ein Denkmal ganz im Sinne der Aufklärung, denn es fehlt jede christliche Symbolik. Vielmehr entspricht alles der alt-römischen Antike, so wie es Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) forderte. Eine trauernde Frauengestalt, die, wie eine Priesterin der Vesta, der Göttin des römischen Herd- und Staatsfeuers, gekleidet ist, bekrönt das Grabmal. Diese im Trauergestus gezeigte Vestalin umfaßt den Deckel einer goldfarbenen Graburne, die sie mit einem Lorbeerkrantz zum Zeichen des ehrenden Andenkens ziert. Die Graburne selbst erhebt sich auf einem weißen Sockel.

Hinter der Grabsinschrift auf dem Piedestal der Urne rankt Efeu als Zeichen der Unsterblichkeit empor. Den Hintergrund bildet eine graublaue Marmorplatte. Die vergoldete Inschrift ist auf einer schwarzen Platte angebracht, die auf eben jenem Sockel montiert ist. Sie lautet: „*Joh. Conr. Schlez Pfr. zu Ippesheim † daselbst am 20. Nov. 1788 alt 75 Jahre und Joh. Soph. Schlezin geb. Supfinn † Euerbach am 3.9.1796 alt 71 Jahre*“.

Darunter befindet sich unter einer profilierten und mit vergoldetem Eierstab-Ornament verzierten Plinthe auf einem rechteckigen Sockel eine weitere Inschrift, ebenfalls auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben: „*Euch versagt das Geschick in einem Grabe zu schlummern. Nur im Denkmahl vereint Euch unser Kindlicher Dank. Seyd Ihr uns nahe, so hört: wir schwören Euch heilige Schatten, Unsern Kindern zu sein, was Ihr, Verklärte, uns wart.* Ferdinand Schlez, Friederike Geyersbach, Lotte Muck geb. Schlezinnen.“

Ganz unten wird das Denkmal von einer Marmorplatte abgeschlossen, auf der drei Rosetten sitzen, deren linke und rechte größer als die mittlere sind. Um die Rosetten ist ein Trauertuch geschlungen. Die ersten beiden Ehefrauen Maria Magdalena Leubin († 7.4. 1753) und Maria Euphrosine Löblein († 17.2. 1758) wurden auf dem Ippesheimer Friedhof begraben. Die Patronatsherren der Ippesheimer Kirche waren die Freiherren von Huttens auf Schloß Frankenberg. Der Senior der Huttenschen Geistlichen war Johann Conrad Schlez.

Als 1783 mit Johann Philipp Friedrich von Huttens der letzte Freiherr dieser Linie starb, wurde er in der Marienkirche im benachbarten Reusch beigesetzt. Dessen Epitaph wurde auch ganz im Stil der Aufklärung ausgeführt. Eine portalähnliche Umrahmung aus schwarzem Marmor wird von einer Alabasterurne mit Trauertuch gekrönt. Darüber befindet sich ein Porträt des Verstorbenen im Profil, eine marmorne Ehrengirlande und eine große Inschrifttafel, ebenfalls aus Alabaster: „*Gewidmet von des seeligen Gemahlin*“ sowie ein nach unten gekehrtes Wappen, weil dieser Zweig der Familie ausstarb.

Schule und Studium

Johann Ferdinand Schlez hat eine Autobiographie über die ersten 35 Jahre seines Lebens verfaßt, die in Johann Philipp Mosers „Deutschlands jetzt lebende Volksschriftsteller in Bildnissen und Biographien“ 1795 in Nürnberg veröffentlicht wurde. Darin schrieb er: „*Als Erstling meiner lieben Mutter war*

ich ihr am 27. Juni 1759 wahrscheinlich willkommener als dem Vater, der schon vier Kinder aus einer früheren Ehe bei geringer Bezahlung zu erziehen hatte. Daß auch im väterlichen Hause von ‚meinen‘ und ‚Deinen‘ Kindern die Rede war, läßt sich um so mehr erwarten, da mir noch zwei Schwestern folgten.

Durch große Lebendigkeit des Geistes gab ich in der ersten Kindheit schöne Hoffnungen, die ich aber durch gleich große Zerstreutheit bald wieder zu Boden schlug. Meines Vaters Hitze war auch das rechte Mittel nicht, meinen Kopf zur Sammlung zu bringen. Kurz, im Lernen machte ich nur schwache Fortschritte, desto emsiger und anstelliger bewies ich mich zu Handfertigkeiten. Ein Maurer des Dorfes, der mich mit Farben versah, und den ich für einen zweiten Apelles hielt, ein Töpfer, in dessen Werkstatt ich mein Atelier als Plastiker aufschlug und ein Schmied, der auch am Drehstuhl pfuschte, waren mir lieber als mein Vater mit seinen Grammatikalien. Ein Marionettenspieler aber, der ins Dorf kam, überbot endlich alle. Von nun schnitzte und montierte ich in den Freistunden Marionetten und während der Lehrstunden raffinierte ich auf Theaterstreiché, die ich in einem dreischläfrigen Himmelbettgestelle meiner Kameradschaft zum besten gab, bis mein Vater, meiner immer steigenden Zerstreutheit müde, Meister Peters Puppen in die Pfanne hieb.“

Schlez kam auf die Schule nach Windsheim: „Doch beklage ich noch heute die kostbare Zeit, die mir durch das Leib und Geist erschöpfende Gassensingen verloren ging.“ „An Leib und Seele verkrüppelt, kam ich also 1777 zu dem würdigen Freunde meiner Aeltern, dem Pfarrer Barchewitz (1739–1804) in Herrenbergtheim. Herausgegriffen aus dem Wirbel der mich verschlungen hatte, in der dörflichen Einsamkeit, unter den Augen eines jungen Mannes, der mich mit mehr als väterlicher Liebe behandelte, der unermüdet an mir arbeitete, sich zu meinen wenigen Kenntnissen herabließ, meinen Ehrgeiz anspörte und meinen Verstand zugleich mit dem Gedächtnis beschäftigte, wurde mir nun das Studiren auf einmal zur süßesten Pflicht. Ein kleines Lob, das er mir beylegte, war mein höchster Lohn, und eine trübe Miene des bra-



Abb. 1: „Johann Ferdinand Schlez geb. 1759“
aus: Johann Philipp Moser:
Deutschlands jetzt lebende Volkschriftsteller in Bildnissen und Biographien. Nürnberg 1795.

ven Mannes, die empfindlichste Strafe. Ihm verdanke ich's, und so lange ich lebe, wird mir sein Andenken heilig sein.“

Barchewitz studierte 1757 in Jena. Nach seinem Tod wurde zum Entsetzen seiner Gemeinde und zum Anstoß seiner Herren Amtsbrüder bekannt, daß er ein Freimaurer gewesen war, wie Schlez später schreibt. Natürlich wird hier schon der Einfluß der Aufklärung greifbar.

Bevor Schlez nun das Studium in Jena 1778 aufnahm, hielt er noch eine Probepredigt auf der Kanzel des Vaters: „ob ich einst imstande sein würde, nicht nur Töpfen, sondern auch Köpfen zu predigen.“ Der Versuch gelingt zur Zufriedenheit der Gemeinde und des Vaters.

In Jena hörte er Dogmatik bei Ernst Jakob Danovius (1741–1782), „der Unglückliche, welcher 1782 sein Leben in der Saale selbst endete...“ Exegese studierte er bei Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827) und Geschichte bei Johann Jakob Griesbach (1745–1812) u.a. Man vergleiche die Lebensdaten: Danovius war 1778 37 Jahre, Eichhorn 26 und Griesbach 33 Jahre alt. Schlez äußerte

sich zu seinem Unterricht, wie folgt: „Ich hospitierte und hörte zum ersten Male, daß der Vernunft auch in Glaubenssachen Sitz und Stimme gebühre...“

Im Pfarramt

Der Vater, immerhin schon 68 Jahre alt, brauchte dringend Unterstützung. „Noch vor meiner Ordination“, die nicht weiter erwähnt wird, war Schlez ab 1780 wieder in Ippenheim. „Meine ersten Predigtversuche waren voll schönen Klingklangs, und unbegreiflich schien es mir, wie meine Bauern so ganz gefühllos bey so schönen Bildern und Floskeln seyn konnten; (...) und ehe ein Jahr verging, war ich als der gefährlichste Neuerer verrufen. So war die Lage der Dinge, als mein Vater 1782 bey dem [dann 1783 verstorbenen] Freyherrn von Huttens um meine Adjunktur nachsuchte. Dessen [Schwester und] Erbin, Freifrau Voit von Salzburg, war nun die Obigkeit und setzte mich 1783 als Pfarrer ein.“

Aber manche Gemeindeglieder nahmen es übel, daß ihnen ein Pfarrer vorgesetzt wurde, den sie schon als ABC-Schützen gekannt hatten und vor allem, daß er allerlei Reformen vornahm. Darüber Schlez selbst: „So schrieb und gebrauchte ich z.B. gleich nach meinen Amtsantritte neue liturgische Formeln die ich später auch drucken ließ.“

Bekannt wurde Schlez durch seine „Landwirtschaftspredigten“, die 1788 in Nürnberg gedruckt wurden. Ein „zweyter Teil“ folgte 1794 in Heilbronn am Neckar. Seine „Beyträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie“, eine Agende, erschienen 1796. Ein Beispiel aus dieser Agende. Die Trauung wird beschlossen mit:

„Und trennst du sie, so löse
Das Band ein sanfter Tod
und dem Verlassnen flöße
Trost in das Herz, o Gott
Bis sie in jenen Höhen
Zum ewigen Verein
Sich fröhlich wiedersehen
Und ihrer Tugend freun. Amen“

Mit Erlaubnis der Gutsherrschaft führte er das neue Anspachische Gesangbuch von 1781

ein Herausgegeben von Johann Zacharias Leonhard Junkheim (1729–1790), enthielt es Lieder mit Gedanken der Aufklärung.¹⁾ Die Privatbeichte verwandelte er in eine öffentliche Beichte und legte sogar zum Verdrüß benachbarter Amtsbrüder, die sich „überhaupt mehr um mich bekümmerten, als mir lieb war“, das in der Folge nach der Übergabe der Provinzen Ansbach und Bayreuth an Preußen 1792 verbotene Chorhemd ab. Ebenso schaffte er auch die „Vorhaltetücher“, die beim hl. Abendmahl den Kommunikanten vorgehalten wurden, ab.

Heirat

Am 22. Mai 1793 heiratete Johann Ferdinand Schlez in Euerbach bei Schweinfurt. Der Eintrag im Kirchenbuch lautet: „*Demoiselle Johanne Kunigunde Bauer [1774–1837] Tochter des Gräfl. Castellschen Hofprediger [seit 1781] zu Castell Herrn Consistorialraths Johann Bauer [1724–1806] und seiner verewigten ersten Gattin Frau Ursula Barbara geb. Pfreimter [aus Erlangen] zweyte Tochter.*“

Nach dem Tode ihres Mannes Johann Conrad Schlez (1788) lebte die Witwe bei ihren Kindern. Die erste Tochter Friederike Dorothea (1764–1838) war in Euerbach mit Georg Michael Adam Geyersbach (gest. 1813), dem Hofkammerrat des Freiherrn von Münster, verheiratet. Die Mutter starb 1796 und wurde in Euerbach bestattet (siehe die oben erwähnte Inschrift am Schlez Epitaph in Ippesheim). Die zweite Tochter Charlotte Justina (geb. 1766 in Ippesheim, gest. 1839) war seit 1788 mit dem Euerbacher Pfarrer Friedrich Albrecht Muck verheiratet. 1800 wurde Friedrich Albert Muck (gest. 1839) Nachfolger Johann Ferdinand Schlez' in Ippesheim. Die Pfarrstelle blieb mit nur einer Unterbrechung von 1662–1902 in der Familie.

Der „fränkische Rochow“

Johann Ferdinand Schlez sei der „fränkische Rochow“ gewesen, meint der Kirchenhistoriker F. W. Kantzenbach: „Der Pfarrer von Ippesheim galt als einer der verdientesten

Schulmänner seiner Zeit.“ Schlez selbst kennt: „...in die Schule führte ich Rochows (in der Folge von mir für Franken abgeänderten und endlich umgearbeiteten), Kinderfreund“ [Nürnberg 1. Aufl. 1789] ein.“



Abb. 2: „Der Kinderfreund“ für Franken bearbeitet von Johann Ferdinand Schlez, Nürnberg 1. Aufl. 1789, abgebildet 3. Aufl. 1795. Photo: Schulmuseum Reckahn.

Friedrich Eberhard von Rochow (1734–1805) war evangelischer Domkapitular des simultanen Domkapitels (d.h., evangelische und katholische Domherren) in Halberstadt und Erbherr auf Reckahn bei Brandenburg an der Havel. Er gilt als der „Pestalozzi (1746–1827) der Mark“. „Während er in Leipzig zur Genesung weilte, gewann er die Freundschaft eines bedeutenden deutschen Aufklärers, Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769).

Sie sollte für den jungen Rochow zu einer Schicksalsbegegnung werden. Die starke Persönlichkeit Gellerts mobilisierte in ihm vielfältige geistige Kräfte auf dem Gebiet der Kunst, Literatur Naturwissenschaft und der alten und neuen Sprachen. Im Freundeskreis

Gellerts lernte er schließlich Louise von Bose, seine spätere Frau, kennen und schätzen. Obwohl die Ehe kinderlos blieb, sollte sie ein Leben lang glücklich und dauerhaft sein. Die meiste Zeit lebten sie auf dem Gut Reckahn.

Je mehr Rochow mit seinem Landvolk zusammen kam, um so bewußter wurde ihm, daß die jammervollen Bildungszustände auf dem Lande die Wurzel allen Übels waren. „Es ist wieder“, wie er schrieb, „der fromme Freund Geller“, der ihm in seinen Gedanken und Absichten bestärkt, grundlegenden Wandel zu schaffen. In Sonnenburg wird der junge Domherr (seit 1762) zu Halberstadt zum Johannierritter geschlagen. Diese große Ehrung war zugleich eine dauernde Herausforderung. Sein aufgeklärter Geist und seine unermüdliche Tatkraft besiegten schließlich die Mißstände in den Gutsbezirken und schufen Wirklichkeiten, über die es sich heute noch lohnt gründlich nachzudenken.

Um es aber richtig zu verstehen, wird es notwendig sein, in seine Gedankenwelt einzutauchen. (...) Bezeichnend für sein Denken und Handeln ist eine fabelähnliche Beschreibung in seinem Werk: „Geschichte meiner Schulen“. Hier lesen wir bei Fritz Jonas und Friedrich Wienecke eine Verkürzung seiner Fabel: „In bittern Gram versenk über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (es war am 14. Februar 1772) an meinen Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt da liegt. So, dacht ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe der Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein Gewebe von Vorurteilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, brauchen kann. Ach wenn doch eine Maus wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte, vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich los machen können! Und nun zeichnete ich

gleichfalls, als Gedankenspiel, auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest?

Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, als er ist: Er wächst auf als ein Tier unter Tieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der größte Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die wie er zur Frone hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst, wenn sie gut ist, (und wie oft ist sie das?) das Bündige derselben bei ihm nicht Überzeugung wirkt.

Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredeln. Ihre Lehrer sind gewöhnlich, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen, nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigen Schlacht. „Gott! Dacht ich, muß denn das so sein? Kann der Landsmann, diese eigentliche Stärke des Staats-Körpers, nicht auch verhältnismäßig gebildet und zu allen guten Werken geschickt gemacht werden? Wie viel tüchtige Menschen hätte z.B. ich in diesen Jahren nicht meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind! Ja! Ich will die Maus sein. Gott helfe mir!“

Als nützliche Folge seiner Erkenntnisse entsteht ein Lesebuch. Erst für die Hand des Lehrers, später für die Schüler als „Kinderfreund“ in die Geschichte der Entwicklung der Volksschule eingegangen. Dazu kamen ausgebildete Lehrer und vorbildliche Schulen.

Aber es gibt noch eine andere Seite dieses seltenen Menschenfreundes, die uns nicht so sehr bekannt ist: Sehr interessant war sein wirtschaftliches Denken und Handeln. Im

Zentrum seiner Bemühungen stand, die Produktionsleistungen mit seinen sozialen Aktivitäten in Übereinstimmung zu bringen. Mit anderen Worten: Seine Bauern sollten befähigt werden, ihre Lage durch eigene Leistungen zu verbessern. Hilfe zur Selbsthilfe wollte er leisten. Wir finden unzählige Beispiele, wie er es verstand, landwirtschaftliche Produktionsabläufe auf ein höheres Niveau zu bringen. Aber auch den neuen Wirtschaftsmethoden, trotz erheblicher Rückschläge, verhalf er erfolgreich zum Sieg. Die Zeit hatte ihm bald bestätigt, daß seine Gedanken und Wege zeitgemäß waren.

Selbst der König bat ihn später, ihn bei seinen Aufklärungsarbeiten unter den Bauern der Mittelmark zu unterstützen, weil er erkennen mußte, daß seine Dekrete zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation nicht greifen wollen. Rochow startete einen vortrefflichen Aufklärungsfeldzug auf agrartechnischem und ökonomischem Gebiet. Er gab Flugschriften unter dem Titel: „Schreiben eines Landwirts an die Bauern wegen Aufhebung der Gemeinheiten“ heraus, die eine positive Resonanz in der Öffentlichkeit bewirkten, weil Wort und Geist dieser Schriften lebendige und verständliche Praxis widerspiegeln. Womit setzte er sich in dieser Schrift auseinander?

Der Kerngedanke war die Abschaffung der Gemeinheiten (Allmende), die der landwirtschaftlichen Produktion hinderlich waren. Ferner gab er den Bauern Ratschläge zu Fragen der Viehhaltung, der Melioration und vorteilhaften Feld- und Weidwirtschaft. Er förderte die Schaf- und Pferdezucht. Von großer Sachkenntnis sind seine Empfehlungen zum Obst- und Gemüseanbau. Hier eingebunden wirbt er für die Bienenhaltung. Auch sorgte er für die Verbreitung der Robinie (Akazie) und des Spargels in unserer Gegend. Wegen seiner großen Sachkenntnis berief der König Rochow zum Direktor der Märkisch-Ökonomischen Gesellschaft.“²⁾

Friedrich Eberhard von Rochows und Johann Ferdinand Schlez' Berührungspunkte sind greifbar. Schlez hatte großes Interesse an der Landwirtschaft, was man an seinen „Landwirtschaftspredigten“ sehen kann. So erreichte

Schlez seine Bauern. Sein oft mißverstandenes Anliegen war die Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande. Heute würde man sagen, daß dazu grundlegend Bildung gehört. Diesen ganzheitlichen Ansatz Rochows hat Schlez mit der fränkischen Ausgabe des „Kinderfreundes“ weitergegeben. Der Kinderfreund enthält nützliche Anregungen (mit Abbildungen) für Verbesserungen des alltäglichen Lebens- und Broterwerbs.

Das Chorhemd

„Daß ein solches, manchen wie die helle Revolution vorkommendes reformierendes Treiben des Pfarrers von Ippesheim in der Nähe und Ferne auch hier und da Anstoß erregte, läßt sich nicht verwundern. Die Bauern schüttelten die Köpfe, als ihre großen und kleinen Schreihälse nicht mehr in der Christenlehre die ‚Psalmen herunterleieren‘ sollten, als der Pfarrer aufhörte die Liturgie zu singen, und mit dem Amtmann das ‚gefährliche‘ Gewitterläuten abstellte; und die benachbarten Confratres schickten Aufpasser in die Kirche nach Ippesheim, um sich Gewissheit zu holen, ob wirklich der kaum flügge Kollege so keck sei, das ‚Tüchlein‘ beim Abendmahl den Kommunikanten nicht mehr vorzuhalten, ob er in der That das weiße gefaltete ‚Chorhemd‘ abgelegt. So weit ging der Vorgänger und Vater nicht.“

Schlez schreibt in seinen Erinnerungen u.a.: „Das Volk bemerkte nun erst verschiedene Abweichungen von den allzu strengen Lehrmeinungen meines Vaters, mit welchem auch fast alle Tage theologische Controversen zu Hause vorfielen, in welchen er die Rechtigkeit seiner Sache, nicht selten, mit Schmähungen auf mich und meine Gewährsmänner verfocht.“

Ein Backmodel aus der Zeit um 1760 zeigt, wie die Pfarrer in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach gekleidet waren. Sie trugen ein weißes Chorhemd, das zu den Gottesdiensten angelegt wurde, denn der heute weithin übliche schwarze Talar wurde erst von König Friedrich Wilhelm III. 1811 eingeführt, übrigens auch für Richter und Rabbiner, nicht als gottesdienstliche Kleidung,

sondern als Amtstracht, vergleichbar einer Uniform. Viele Pfarrerepitape aus Franken zeigen Pfarrer im Chorhemd. Solche findet man z.B. in Geslau, Ickelheim, Marktbreit, Mistelbach, Ohrenbach, Petersaurach, Rothenburg o.d.T. und Untermesselbach.

Gerade diese liturgische Gewandung erregte das Mißfallen vieler „Aufklärer“, so auch von Schlez, als er seine satirische Erzählung „Geschichte des Dörfleins Traubenheim“ in zwei Bänden in Nürnberg 1792 veröffentlichte. Er meint natürlich die Zustände in Ippesheim. Zwei Kapitel widmet er dem Thema Chorhemd: „Acht und dreyzigstes Kapitel: Trauer-Geschichte eines Chor-Hemdes und Neun und dreyzigstes Kapitel: Lips hat im Grabe keinen Frieden des leidigen Chor-Hemdes wegen.“

Schlez zieht alle Register. Zunächst einmal wird das „überflüssige Flügel-Gewand“ lächerlich gemacht, dann wird die Stiftung (von Leinen für ein anzufertigendes Chorhemd) des Verstorbenen Lips mit allen Mitteln der Rhetorik verhindert. Heilmann (Schlez) ist natürlich in der Argumentation den armen Bauern überlegen. Da er dies gewiß weiß, läßt er aus dem Stoff gleich Kopftücher für arme Mädchen machen – wie sein Nützlichkeitsdenken diktirt.

„Nicht minder als die Gemeine, nur aus andern Gründen erstaunte Wulffing über des Pfarrers gefäßten Entschluß, und geraden Weges von der Kirche ging er ins Pfarrhaus. Freund, Sie haben mich heute mit Ihrer Chorhemds-Geschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! Sagte er.

Warum? fragt Heilmann betroffen – Darum, erwidert Wulffing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand zwar in ihrer Willkür, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten oder nicht, aber ohne Beystimmung der Familie durften Sie schlechterdings nicht mit der Leinwand, die zu einem geistlichen Flügel-Hemde gestiftet war, nach Gudünken schalten. Sie wissen, wie das Volk an dergleichen zufälligen Dingen hängt, und bey den gegenwärtigen Unruhen über Neuerungen hätten Sie um so weniger das Wespenest aufstören sollen.

Heilmann [Schlez] der alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht erwehren konnte, daß vernünftige Vorstellungen unfehlbar siegen müssten, sah nun erst sein Vergehen im wahren Lichte. Hätten Sie mich voraus gefragt, sagte Wulffing, so hätte ich Ihnen geraten, mit der Familie wegen besserer Verwendung der Leinwand zu sprechen, und wären Sie damit nicht zufrieden gewesen, den Plunder wieder zurück zu geben.

Zu geschehenen Dingen muß man indes das Beste reden. Thun Sie das in der eigenen Sache selbst. Gehen Sie unverzüglich zum Leichtrunk und machen Sie gelegentlich besänftigende Vorstellungen; denn sicher wird allerley Unsinn geschwätz.

Was Wulffing voraussah, traf richtig ein. Das Chor-Hemde machte Gährung im ganzen Dorf. Die Leute hatten sich auf den neuen Priester-Schmuck so herzlich gefreut, und die Familie des einfältigen Stifters war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß, daß im Leichenhause von nichts anderen gesprochen wurde, als vom Chor-Hemde.

Wißt ihr, was ich dazu sage? Fragte Ludewig. „Nu, was sagst du denn dazu?“ – Ich antwortete der Schalk mit trauriger Miene, ich sage, was Sanct Paulus sagt: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht – Galater am Dritten –. Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will; so macht er uns am End auch das alte und neue Testament anders, und ein andres Testament in meinem Blut, und wir werden Heyden ohne zu wissen wie. Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen: aber christliche Predigten sind's wahrlich nicht. Der Christ soll nicht sorgen und sagen: „aber da sorgt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man soll reich werden. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch Alles aufs Iridische zielt“.

Heilmann [Schlez] verteidigt sich so gut er kann. Soll er der Familie das Geld für die Leinwand zurückzahlen? Das wollen die Angehörigen nicht. Schließlich ist der Stoff doch nützlich zu Kopftüchern gemacht worden, meint Heilmann [Schlez]. Und andernfalls, die Reinigung solcher unnützlichen Chor-

hemde kostet ja auch Geld. Sie müßten dann noch Sechzig Gulden aufwenden, um von diesem Kapital die Reinigungskosten bestreiten zu können. Und außerdem: ein zweites Chorhemd wäre nötig gewesen! Das wollte dann doch keiner der Hinterbliebenen auf sich nehmen.“

Damit nicht genug. Im nächsten Kapitel, dem 39., läßt er noch ein Gespenst im Chorhemd erscheinen. Dieses wird natürlich entlarvt, nachdem die Gemeinde in Angst und Schrecken versetzt worden ist.

Schlez will auf pädagogische Weise mit den Mitteln der Satire die Gemeinde belehren. Seine Schriften für die Jugend und für die Lehrer („Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard oder die Dorfschulen von Langenhausen und Traubenheim“. Nürnberg 1795), seine Volksschriften, Gedichte, Agenden und Gesangbücher für den kirchlichen Gebrauch sind ganz im Sinne der Aufklärung geschrieben: vor allem nützlich müssen sie sein.

Schlez kommt nach Schlitz

„Zur Eigenart Schlez' möchte es gehören, daß ihm der Wirkungskreis in Ippesheim zu eng und klein erschien. Er verlangte nach größerem und weiterem, ohne sich aber selbst klar zu werden, wo und wie er ihn finden sollte. Da hatten seine Bücher für ihn geworben. Der König von Preußen und Königin Luise wurden auf seine Schriften aufmerksam. Letztere ließ ihm am 15.9.1799 ein Kabinettschreiben zukommen, worin sie sein Bestreben, gern recht viel Gutes wirken zu wollen“, würdigte.“³⁾

Sie hatten den damals regierenden Grafen Carl Heinrich von Schlitz genannt von Görtz auf den jungen strebsamen Pfarrer aus Franken aufmerksam gemacht und veranlaßt, ihn nach Erledigung der ersten Pfarrei in Schlitz in Hessen dorthin als ersten Geistlichen, Inspektor der Kirchen und Schulen der Grafschaft und Konsistorialrat zu berufen. Mit Freuden wurde diese ehrenvolle Berufung angenommen. Ab 1800 war er dann in Schlitz, wo er bis 1831 hoch anerkannt wirkte. Er konnte noch sein 50. Amtsjubiläum feiern.

Was mag er wohl gesagt haben, als er die Meßgewänder in seiner Schlitzer Stadtkirche sah. Sie sind auch heute noch dort vorhanden. Nach H. Sippel sind diese noch bis etwa 1750 gebraucht worden.

Am 7. September 1839 starb Johann Ferdinand Schlez im 80. Lebensjahr, sanft und schnell, wie er es gewünscht hatte. Begraben wurde Schlez auf den Friedhof an der Kirche. Nur ein einfaches Grabkreuz aus Stein mit seinem Namen, ganz in seinem Sinne, markiert bis heute seine letzte Ruhestätte. Zwei Jahre vor ihm starb 1837 seine Ehefrau; sie wurde im Grab der Familie Dieffenbach beigesetzt.

Johann Ferdinand Schlez bekannte: „Ich habe ein heitres, kein trübsinniges Christentum gelehrt.“ Genau in diesem Sinne konnte wohl die Schauspielerin Elke Sommer, die zwar in Berlin geboren wurde, aber in Mittelfranken aufwuchs, von sich sagen: „Ich bin eine Schletz“.

Anmerkungen

- 1) Vgl. Ballis, Anja: Literatur in Ansbach, S. 70ff.
- 2) Zit. n. Beckmann, Otto Günther/Alert, Marcus: Museumsführer Reckahn. Gedenkstätte Friedrich Eberhard von Rochow und Schulmuseum.
- 3) Zit. n. Schletz, Elise: Namensträger Schletz, Schlez (Schledz). Schirnding o.J., Schreiben im Besitz der Familie Dieffenbach.

Literatur in Auswahl

- Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Johann Ferdinand Schlez, in: Uffenheimer Geschichte und Geschichten. 7. Bd., Uffenheim 1985, S. 145ff.
- Lampert, Irene: Johann Ferdinand Schlez 1759–1839, in: Lebensläufe aus Franken. 6. Bd. Würzburg 1960.
- Saemann, Fritz: In Erinnerung gebracht: Johann Ferdinand Schlez (ungedr. Manuskript).
- Schletz, Elise: Namensträger Schletz, Schlez (Schledz). Schirnding o.J.
- Schmitt, Hanno: Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens. 2001.